Fabelwesen im Fieberrausch

Tori Amos offenbarte in der Columbiahalle ihre Gefühle

Von Michael Hufnagel

Einmal habe sie für Trent Reznor von den Nine Inch Nails gekocht, wird von Tori Amos überliefert. Weitere Berührungspunkte zum Alternative-Rock und ihren Protagonisten ließ sie aber nicht zu. Bis jetzt zumindest, doch nun hat sich auch Tori Amos, das Fabelwesen, die exzentrische Elfe vom anderen musikalischen Stern, den Gegebenheiten der Moderne angepaßt: Bei ihrem exzellent besuchten Konzert in der Tempelhofer Columbiahalle ließ sie sich von den drei Musikern begleiten, die halfen, ihr aktuelles Album „From The Choirgirl Hotel" einzuspielen, Schlagzeuger Matt Chamberlain, Bassist Justin Meldal-Johnsen, Gitarrist Steve Caton. Ein Quartett, das weiß wie man rockt. Alternativ rockt. Natürlich wurden nicht gleich ausufernde Soli gespielt oder stur die Rhythmen heruntergedroschen. Tori Amos ist daran gelegen, komplementäre Klangfarben einzusetzen, durch die ihre Gefühlswelt noch plastischer veranschaulicht wird. Das bleibt nicht ohne Folgen für den Zuhörer. Wurde er bei früheren Solokonzerten direkt in den Seelenreinigungsprozeß einbezogen, muß er sich angesichts des aktuellen Bandformats auf eine unheilsverkündend bedrohliche Stimmung einstellen. Was nicht so ganz einfach ist: Der Bass grummelt nun wie zu Zeiten der Dark-Wave, aus der Gitarre kommt quengliger Krach und die Drums verleihen dem Sound einen Hauch von Bombast.

Eine beunruhigende Atmosphäre entsteh. Doch so wuchtig es auch tönt: Pfarrerstochter Amos bleibt immer im Mittelpunkt. Es ist ohnehin die Live-Performance, bei der sie ihr unorthodoxes Wesen am stärksten zur Geltung bringt. Sie flätzt sich auf ihrem Hocker, rochiert ständig zwischen dem elektronischen Keyboard zu ihrer Rechten und dem gewohnten Bösendorfer-Piano zu ihrer Linken. Sie spielt die Instrumente wie im Fieberrausch eines orgiastischen Akts und speit ein Lautspektrum aus dem Schlund, das wohl keine Songschreiberin der neunziger Jahre derart intensiv zelebriert. Verführerisches Schnurren oder verträumte Momente sind dabei in der Minderzahl; es überwiegt ungehaltenes Fauchen und qualvolles Klagen: Das schmerzliche Erlebnis einer Fehlgeburt liegt noch nicht lange genug zurück, als daß Tori Amos es verdrängen könnte.

Es versteht sich von selbst, daß unter diesen Umständen kein wohltuendes Hitprogramm heruntergespult wird. „Crucify" etwa fehlt. Dafür ist „Cornflake Girl" dabei, ebenso das ruhige „Icicle". Das Quartett beschränkt sich auf das, was es am besten beherrscht: die Darbietung der neuen Songs. Der Stimmung im Saal tut das keinen Abbruch. Die meisten Besucher lauschen der Darbietung mit fast religiöser Zuneigung. Ernste, konzentrierte Blicke sind auszumachen, Pärchen keilen sich ineinader, als stehe Ungutes bevor.

Erst als Tori Amos nach siebzig Minuten zum ersten Mal den Ort des Triumphes verläßt und tosender Applaus losbricht, lockert sich die Anspannung, im Publikum wie auf der Bühne. Sängerin plus Band entern noch einmal das Rampenlicht und überraschen mit Soundabweichungen: Hier ein Akustikbass, da elektronische Drums, am Ende Tori solo. Dann ist es doch noch gut.